
Petrarca-Preis 1983

Literatur als Glücksmaschine

Der Schweizer Schriftsteller Gerhard Meier und sein Werk!

Von **Peter Laemmle**

17. Juni 1983, 8:00 Uhr

Von Peter Laemmle

Es war eine merkwürdig unwirkliche Situation: Während wir hinter dem Haus unter dem blühenden Kirschbaum saßen, den Gerhard Meier in seinen Büchern so oft beschrieben hat, schob sich droben auf dem Gipfel des Juras ein Drachenflieger mit einem kräftigen Schwung hinaus in die Luft, zog langsame Kreise über den Baumwipfeln, manchmal schien er stehenzubleiben oder hochgehoben vom Aufwind „punktklein“ in der Bläue des Himmels zu verschwinden – schon glaubten wir, ihn aus den Augen verloren zu haben, als er plötzlich in einer steilen Kurve hinter dem Berg hervorgeschossen kam und mit einem Rauschen seines roten Segels über unsere Köpfe und das Haus hinwegbrauste, um weiter drunten auf einer Wiese stolpernd und flatternd zu landen...

Eine Szene, wie sie auch in Gerhard Meiers Büchern vorkommen könnte, wo sich die Realität der begrenzten dörflichen Idylle immer wieder öffnet durch überraschende Wahrnehmungen, kleine außergewöhnliche Vorfälle, wo plötzlich Weite, Vielfalt, Raum entstehen, Welt.

Ja, Welt und eine geradezu unschuldige Daseinsfreude vermittelt uns dieser Schweizer Autor in seinen Prosatexten. Am 18. Juni wird ihm in Vezelay in Burgund der Petrarca-Preis verliehen. Der Sechsendsechzigjährige, der so darauf beharrt, Eigenbrötler und Provinzler zu sein, ist alt nur den Jahren nach – wie greisenhaft, wie grämlich wirken, verglichen mit ihm, gerade die angesehensten unter den jüngeren deutschen Schriftstellern! Auf Gerhard Meier trifft zu, was Urs Widmer [<http://www.zeit.de/thema/urs-widmer>] am Ende seiner Erzählung „Liebesnacht“ über Picasso und Matisse gesagt hat: „Wo sind die hin, die gelassen die Oberfläche der Dinge zeigen konnten. Woher haben sie diese Gnade genommen. Das Herz öffnete sich beim Anschauen, und der Atem wurde ruhig. Ganz ohne eigenes Glück läßt sich nicht vom Glück sprechen. Es gibt welche, die schöpfen nicht aus einem Mangel, sondern aus dem Überfluß...“

Um die Person Gerhard Meiers, weil sie ja auch so identisch mit dem Werk ist, beginnen sich Legenden zu bilden. Und das Leben dieses Mannes scheint aus dem

Stoff zu sein, aus dem der Literaturbetrieb am liebsten seine Legende macht: das Festhalten am Ort der Herkunft, das Dorf Niederbipp, zwischen Olten und Bern [<http://www.zeit.de/thema/bern>] gelegen (das „Amrain“ seiner Bücher); das Holzhaus, das er seit Geburt bewohnt, ein Seßhafter aus der Familie von Fahrenden und Landstörzern. Das bürgerliche Leben als Designer in einer Lampenfabrik, das er 1971 ohne Absicherung beendet, in einem Alter, in dem andere bereits sich ihre Rente ausrechnen. Einer, der als Außenseiter und Autodidakt sieben Bücher schreibt bis heute, unbeirrt von der anfänglichen materiellen Not, unbeirrt auch vom Erfolg, der ihn seit Jahren, zumindest in der Schweiz [<http://www.zeit.de/thema/schweiz>], begleitet. Mit ungläubigem Staunen spricht er von dem „Ruhm im germanischen Raum“, der ihm nun zuteil werde – als habe er ihn gar nicht verdient.

Daß Gerhard Meier so spät erst mit dem Schreiben begonnen hat, ist seinen Büchern sicher zugutegekommen, es macht sie so ausgereift, so unendlich gelassen. Was muß sich bei ihm, der von sich sagt, „*es denkt und gspürt so viel in mir*“, an Sinneseindrücken, Empfindungen, Erkenntnissen im Lauf der Jahre aufgespeichert haben, eine Welt im Kopf aus Realitätspartikeln, Phantasie, Erinnerung, die sich zu einem Zusammenhang fügen, der vegetativ, also gewachsen, und höchst artifiziell, also das Ergebnis einer Kunst-Anstrengung ist – man hüte sich, Meier für einen Nur-Naiven zu halten. Seine Texte sind genau und effektiv erarbeitet: die weitausschwingenden Passagen in indirekter Rede, die kühnen Schachtelsätze, das Spiel mit Motiven, Themen, Bildern, die aus verschiedenartigen Zeiten und Schichten stammen und am Ende doch immer wieder in einer Art Engführung überraschend verknüpft werden. Das Bauprinzip ist musikalisch wie die Sprache.

Alle Bücher Meiers kennzeichnet eine gewisse Unaufhörlichkeit, seien es die nicht enden wollenden Monologe in „Toteninsel“ und „Borodino“ oder die rauschhaften Assoziationsketten („*Mein Schreiben hängt zusammen mit dem Glauben an die Vielfalt. Das hat etwas vom Rausch*“), die über die Grenzen der einzelnen Texte hinausgehen, immer wieder neu aufgenommen und variiert werden: Alles, was Meier geschrieben hat, liest sich wie ein einziges großes *poeme en prose*. Die Ganzheit aller Erfahrungen und Empfindungen, die er uns dabei so gekonnt suggeriert, ist das Sehnsucht auslösende Moment bei der Lektüre seiner Bücher – Sehnsucht nach einem Zustand, der uns (warum eigentlich?) schon längst abhanden gekommen ist.

Meiers fragile kleine Romane sind alle seltsam handlungsarm, das Erzählerische hat er im Lauf seines Schreibens immer weiter zurückgedrängt oder nur im Sinn von ironischen Haltepunkten verwendet. Da wartet einer in seinem Zimmer auf Besuch und verkürzt sich die Zeit mit Wunschträumen, was geschehen könnte, sollten die Freunde am Ende doch noch kommen („Der Besuch“). Da wird aus dem Nachlaß eines fernen Verwandten Kurioses zutage gefördert: Photos aus dem alten

Rußland [<http://www.zeit.de/thema/russland>], Briefe, Erinnerungsstücke, die zu ausführlichen Betrachtungen Anlaß geben, sowie die Bilder eines Sonntagsmalers, der früher unter Tage gearbeitet hat, aber keine Kohlehalden, Rollwagen oder Zechen malt, sondern Dahlien, kleine Gärten, Wolken und Luft, Weiden an einem „schnurgeraden Kanal“ (so auch der Titel des Buchs). In „Toteninsel“ und „Borodino“, den beiden letzten Romanen, sind es nur noch Gespräche zweier Freunde, die unentwegt flanieren, sich erzählen, was sie sehen, woran sie sich erinnern – aber eigentlich redet bloß immer einer, der andere hört nur zu und antwortet mit Gedanken, die er nicht ausspricht.

Eine Ebene der Realität ist die Provinz: Amrain wie Niederbipp am Fuß des Juras gelegen (hinter dem übrigens jene Sprache und Kultur beginnt, zu der sich Meier, wie schon andere deutschschweizer Autoren vor ihm, so hingezogen fühlt: die französische). Den provinziellen Alltag, mit seinen Lebensformen und Bräuchen, dem Wechsel der Jahreszeiten und den Veränderungen in der Natur, hält Meier in seinen Büchern fest, insistiert auf der Region auch in seiner Sprache, in den mundartlichen Wendungen. Seine Figuren sind Provinzler: „*Wird einer zutraulich / läßt du ihn merken / daß Schmiede und / Einfältige deine Bevorzugten sind*“, heißt es in einem Gedicht. Und trotzdem verklärt Meier diese Szenerie nicht. Er ist ja kein Literat aus der Großstadt, der aufs Land geflüchtet ist, um bedenkenlos und mit entsprechenden Fiktionen ein neuerwaches Heimatbedürfnis zu befriedigen. Er, der von Kind auf hier gelebt hat, weiß, daß Provinz in Wirklichkeit nicht nur schön und einfach und ungebrochen ist.

Den eigentlichen Reiz von Meiers Büchern macht freilich aus, daß er in ihnen die Grenzen des Regionalismus überschreitet – und wie er sie überschreitet, und das geht manchmal so geschwind, als habe er sich plötzlich Siebenmeilenstiefel angezogen: Länder, Erdteile, Meere werden überwunden. Szenenwechsel, Überblendungen: Eben noch die Lokalbahn auf ihrem Weg durchs Berner Oberland, dann Napoleons Rußlandfeldzug aus der Perspektive von Tolstoi; die Insel Rügen [<http://www.zeit.de/thema/ruegen>], von der Meiers Mutter stammt, und Caspar David Friedrich [<http://www.zeit.de/thema/caspar-david-friedrich>], wie er einen Ausschnitt der Insel malt, Licht und Schatten auf diesem Bild; dann wieder eine Eisenbahn, diesmal im Wilden Westen, eingekreist von Indianern. Eine Hortensie im Garten, ihr Papierblumenrascheln, das *Fin de siecle*, Joseph Roth [<http://www.zeit.de/thema/joseph-roth>], das Gesicht Kaiser Franz Josephs, dem wiederum das Gesicht der Base Elise aus dem Berner Oberland gleicht, in deren Garten eine papierblumenraschelende Hortensie steht. Bilder, Bilder, eins übers andere gelegt, unaufhörlich. Und doch ist es nie so, daß man den Eindruck von Beliebigkeit oder Willkür hätte. „Der einzig wahre Realist ist der Visionär“, zitiert Gerhard Meier Fellini, gleichsam als Bestätigung, daß ihm die Phantasie verlässlicher erscheint als die Realität.

Seine Bücher sind überhaupt vollgestopft mit Zitaten, Lesefrüchten, Funden. Das müsste, denkt man, eigentlich gefährlich werden, diese Anhäufung, diese Mischung: Proust (sein Lieblingsautor) und Achternbusch, Stifter und David Henry Thoreau, die Bibel (auf die er sich mit Vorliebe beruft) und Flaubert, Mörke, Malraux, [Robert Walser \[http://www.zeit.de/thema/robert-walser\]](http://www.zeit.de/thema/robert-walser), Max Jacob, Rilke, Picasso und dann noch die Filme, die Bilder, die Musikstücke.

Und doch sind das keine Fremdkörper, so wie sie sich Meiers Subjektivität aneignet. Für ihn findet die Vielfalt der äußeren Welt ihre Entsprechung in einem schier unerschöpflichen Reichtum einer gedachten Welt. Das kulturelle Gedächtnis wird zum Reservoir, aus dem Phantasie sich speist. Und das ist in der Tat seine Vision: eigene und überlieferte Wahrnehmungen, Gegenwart und Vergangenheit zu verknüpfen, nicht nur Räume, sondern auch Zeiten, Epochen zu überspringen, auf der Suche nach jener geheimnisvollen, verlorenen Zeit, in der noch nichts voneinander getrennt war, alles zusammenhing, einen Sinn ergab.

Hinzu kommt seine Vorliebe für das, was er gern das „Punktkeine“ nennt, für winzige Details, für scheinbar unbedeutende Vorgänge in der Natur, in der Welt der Objekte: der Schatten, der über eine Wand gleitet, ein Blatt, das langsam vom Baum fällt, die verschiedenen Geräusche des Windes. Meiers Wahrnehmungsgenauigkeit, sein Staunen über diese Dinge lässt sich als Versuch verstehen, einer planmäßigen Zuordnung von Mikro- und Makrokosmos auf die Spur zu kommen – daher auch sein Interesse für die Schöpfungsgeschichte, für Naturwissenschaftliches. Die Welt im Großen lässt sich nur durch eine Welt im Kleinen entdecken. Manchmal hat man das Gefühl, Gerhard Meier würden die Grenzen der Literatur zu eng für all das, was er sich vorgenommen hat. Rührt daher seine starke Affinität zum Kino, das da mehr Möglichkeiten zu haben scheint?

Wahrnehmung hat bei Gerhard Meier etwas zu tun mit Liebe, und diese Liebe ist es, die sein Verhältnis zu den Dingen so entspannt, so unzerstörbar erscheinen lässt. Ich könnte mir denken, daß [Peter Handke \[http://www.zeit.de/thema/peter-handke\]](http://www.zeit.de/thema/peter-handke) diese Gelassenheit zu den Dingen bei Gerhard Meier am meisten bewundert – (den er seit Jahren fördert und ihm auch – das ist kein Geheimnis – jetzt zum Petrarca-Preis verholten hat). Handke, der sich von den Dingen immer getrennt, immer irritiert fühlt und sich ihnen in seinen letzten Büchern mit großer philosophischer Anstrengung nähert. Gerhard Meier, glaube ich, sucht nicht nur die Oberfläche der Dinge, sondern – ihre Seele, so merkwürdig das klingt. Seine Bücher durchzieht die magische Vorstellung (als neue Form des Animismus), alles, auch die tote Materie sei beseelt. „Indianer glauben“, schreibt er, „daß alles lebt: das Wasser, die Steine, die Erde, die Toten.“ Daß er den Tod nicht ausspart, gibt der Daseinsfreude und Wahrnehmungslust, die Gerhard Meier vermittelt, erst die richtige Dimension. Es wird nichts beschönigt.

Jener Sonntagsmaler (von dem schon die Rede war) aus dem Roman „Der

schnurgerade Kanal“ liebte es, Pferde darzustellen mit einer Glücksmaschine im Bauch. Ob man diese Glücksmaschine sehen oder nur ahnen konnte, teilt Gerhard Meier nicht mit. Vielleicht wollte er mit seinen Büchern selbst solche Glücksmaschinen bauen als Schutz gegen die Angst, die uns heute von innen und außen bedroht. Eine Glücksmaschine, mit der er uns – wenn auch nur in der Phantasie – vorführt, „*welche deutlichen Züge paradiesischer Überreste unsere Existenz noch haben kann*“.